

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 27 (1937)
Heft: 49

Artikel: Heinrichs Romfahrt [Fortsetzung]
Autor: Heer, J.C.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648155>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 49 - 27. Jahrgang

Verlag: Berner Woche, Bern

4. Dezember 1937

Wir treiben auf dem breiten Strom

Von Johanna Siebel*)

Wir treiben auf dem breiten Strom
Im weiten Meer der Zeiten
Und sehen Glück und Leid im Bund
Aufrauschen und entgleiten.

Wir seh'n, wie stets im Wellenspiel
Sich Glück und Leid berühren
Und auch, wie auf dem breiten Strom
Sie wechselnd stets sich führen.

Da ist kein Tropfen weit im Meer,
In dem nur Freuden sprühen,
Und auch kein einziger Wogenrund,
In dem nur Schmerzen glühen.

Es rauschen in dem Wellenspiel
In Ewigkeit verbunden,
So Glück wie Leid; bis einst sein Ziel
Der letzte Mensch gefunden.

*) Aus „Leuchtende Welt“.

Heinrichs Romfahrt

ROMAN von J. C. HEER

20

„Ich habe ein inniges Verlangen, Dich wieder zu sehen, kann Dich aber nicht hieher einladen, ohne daß es im Dorf Aufsehen erregt. Darum werde ich die Abwesenheit Vaters und Carlos benutzen, Dich in Airolo zu besuchen. Wer kann es mir übel nehmen, wenn ich dort meine Einkäufe besorge? — Ich bin nun nach dem Besuch von Vater Placidus voll Hoffnung, so froh, daß er jetzt auch Pfarrer Gini überreden wird, meine Liebe zu Dir als nichts Böses aufzufassen. Er ist zu ihm hinüber gegangen. Was er zu Vater und mir gesprochen hat, klingt mir wie ein herrliches Lied in den Ohren.“

Und der italienische Brief schloß mit den deutschen Worten: „Viele, viele Kuß — Immer treu — Deine Doia!“

Nun war auch das Herz Heinrichs voll Sonne. Noch manchmal las er den Brief.

Der Sindaco reist nach Tübingen! Darin lag doch ein großes Einlenken, eine rührende Väterlichkeit. Möchte er sich doch reichlich über ihn erkundigen! Außer dem Liebesirrtum mit Rösle Wenk, um den Doia bereits wußte, lag nichts Nachteiliges gegen ihn vor, und dieser Irrtum war nicht größer als derjenige, daß Cesari seine Tochter mit Grimelli verlobt hatte. Schon malte sich Landsiedel aus, wie der Alte ins „Waldhorn“ trat. Warum ließen wohl Schwester und Schwager mit der Uebersendung des erneuerten Passes warten? Der hätte nun doch angelangt sein können! Das schlechte Gewissen wegen seines windigen Briefes überfiel Heinrich; er beschloß noch diesen Abend ein paar Zeilen an die Schwester zu schreiben, die Bitte, daß sie den alten italienischen Herrn, der vielleicht bei ihr vorpreche,

freundlich aufnehmen möge. Mehr wollte er ihr über Cesari nicht verraten, sondern alles übrige einem guten Stern anheimgeben.

Vor vielen, meist frohen Gedanken war er über sich selber verwundert, als er merkte, daß er wieder im Dorf Airolo angelangt war.

Nun war der Brief an die Schwester geschrieben.

Durfte er es wohl wagen, Doia mit einer Zeile für die rasche Botschaft zu danken? — Nein, erst wenn er die Gewißheit besaß, daß ihr Vater verreist war.

Da meldete ihm sein Schüler Leo Testa den Besuch des Vaters Placidus an.

Ein freudiger Schreck überfiel ihn.

Friedliches, warmes Leuchten stand im Gesicht des Benediktiners. „Gott sei mit Ihnen!“ begann er. „Nach menschlichem Ermessen war mein Gang nach Altanca nicht umsonst. Wie Sie mir die Leute in Ihrem Brief geschildert haben, fand ich sie; nur einen konnte ich nicht sehen, Ihren Widersacher Grimelli; aber bevor ich Altanca verließ, sah ich unter der Führung des Pfarrers Gini sein Haus und darin das Vogeledend, das mir das Herz erschüttert hat wie Ihnen. Und ich sah seine Mutter, die schwerbedrückte Frau, die glaubte, Pfarrer Gini führe mich her, damit ich ihrem Sohn wegen seines unwürdigen Lebenswandels ins Gewissen spreche, und mir klagte, daß sie feinetwegen in den alten Tagen noch arm werden würde. Meinen früheren Schüler, Pfarrer Gini, der, wenn er mich auch nicht immer begreift, doch sehr auf mich hört, habe ich gebeten, daß er sich nicht in die Liebesangelegenheit seines Beichtkinds Doia



Abschied von der Alm

Cesari einmengen möge. Ich wolle, erklärte ich ihm, diese Unterlassung von seinem kirchlichen Gewissen auf das meine nehmen. Dabei ließ er sich beruhigen und hat mir versprochen, Fräulein Cesari gewähren zu lassen!

„Wie danke ich Ihnen, Vater Placidus!“ unterbrach Heinrich den Erzähler.

„Und nun das Wichtigste für Sie!“ fuhr der Benediktiner fort. „Herr Cesari wird ernsthaft erwägen, ob er Sie als Schwiegerohn in Betracht ziehen kann.“

„Darüber besitze ich von Fräulein Cesari bereits einen Brief“, versetzte Heinrich. Die Ueberraschung des Paters war groß. Als Landsiedel aber eine Bewegung machte, um ihm den Brief zu zeigen, wehrte er ab. „Nein!“ lächelte er, „der Brief ist wohl nichts für die Augen eines Mönches! Aber wenn es nötig ist, bin ich bereit, für Sie noch einmal nach Altanca zu gehen, dann, wenn der Plan des Herrn Cesari gelingt. Der alte Mann hat nicht bloß Thretwegen, sondern überhaupt ein großes Bedürfnis, daß er und seine Tochter von dem schrecklichen Druck befreit werden, unter dem sie wegen des unwürdigen Verlobten leben. Und da die Geldmittel des verschwenderischen Menschen knapp werden, rechnet der Sindaco darauf, Grimelli lasse vor einem Notar mit sich sprechen, daß er gegen eine gewisse Summe auf alle wirklichen oder vermeintlichen Rechte an Fräulein Cesari verzichte, und sich auch zu einem religiösen Gelübde willig finde, alle Rachege Gedanken gegen die frühere Verlobte aufzugeben.“

„Ob er es halten wird?“ versetzte Heinrich nachdenklich.

„Wenn ich mit ihm spreche“, erwiderte Vater Placidus milde und zuversichtlich, „wird er es halten. Das wäre der Zweck meines zweiten Besuches in Altanca.“

Damit erhob er sich. „Wir müssen uns für heute trennen, Freund. Ich soll zum Abendmahl im Pfarrhaus sein; ich hoffe aber, es gibt morgen noch ein Wiedersehen; um sechs Uhr in der Frühe verlasse ich Airolo und bin am Abend wieder in meinem Kloster. Vielleicht begleiten Sie mich ein Stück an den Gotthard empor.“

Etwas Bestürztes kam in das Gesicht Landsiedels.

„Ist Ihnen die Zeit zu früh?“ fragte der Vater; „wir Mönche stehen stets um vier Uhr auf!“

„Nein, nicht zu früh“, erwiderte Heinrich; „ich wollte Sie bloß mit einer Einladung für diesen Abend überraschen, der Einladung für eine Fahrt in den Tunnel, die Ihnen und mir ein Baubeamter angeboten hat!“

In raschen Zügen erzählte er dem Benediktiner das Abendgespräch mit dem Aufseher.

Ein Leuchten trat Vater Placidus in die Augen. „Daran habe ich freilich nicht gedacht“, erwiderte er, „daß ich den Tunnel besuchen würde. Der Gedanke bewegt mich aber tief. Ich nehme Ihre Einladung an. Kann sich uns Gott, dessen Nähe wir auf den Gipfeln spüren, nicht auch im Innern eines Berges offenbaren? Ich will dort ein stummes Gebet für das Glück meines Vaterlandes sprechen!“

„Und wir haben für alle Zukunft die Erinnerung an ein großes, gemeinsames Erlebnis“, versetzte Heinrich.

Stumm drückte ihm der Benediktiner die Hand.

Eine Stunde später, schon in der Dämmerung, trafen sie sich wieder.

In den Straßen und Gassen von Airolo sah man Männer mit Gewehren, einzelne und ganze Gruppen, welche die Nachtkühle zur Fahrt nach den Schützenfestdörfern des untern Tessins benützen wollten. Zusammen mit den italienischen Arbeitern, die den Feierabend mit Singen und Johlen begingen, belebten sie Dorf und Baracken, so daß nicht leicht durchzukommen war.

In diesem Gedränge stand Landsiedel plötzlich Grimelli gegenüber, der stokerhaft grell gekleidet an der Seite eines andern jungen Mannes ging, offenbar auf dem Weg zu den Festen. Aus welchem Grund war er wohl von der Reise im Korbwägelchen zurückgekehrt? Wohl nur, um bei dem feistlichen Auszug der Schützen unter seinen Gefinnungsgenossen zu sein.

Aus den dunkeln Augen Grimellis schoß ein Blitz wütenden Hasses in das Gesicht Heinrichs. „Deutscher Erdkrebs“, zischte es ihm zwischen den blanken Zähnen hervor, und mit scharfem Ruck langte seine Hand nach dem Riemen des Gewehres.

Vater Placidus beobachtete den Vorgang und erriet. Er blickte dem Hornesblaffen ruhig in die Augen und machte eine kleine abweisende Bewegung des Kopfes.

Grimelli gehorchte.

Man hatte sich schon wieder aus den Augen verloren. Da sagte der Benediktiner: „Ich habe ihn nach Ihrem Brief an seiner dunkeln Stirnlocke erkannt; es ist ein abgründiges Gesicht, wie ich wohl seit meinem Aufenthalt in Rom keines mehr gesehen habe. Wäre es nicht ein Gebot der Vorsicht, daß Sie die Gegend verlassen?“

Landsiedel hatte das Gefühl, einer plötzlichen Lebensgefahr entronnen zu sein. Das Herz schlug ihm noch heftig, als sie zu Kaufmann kamen, der bereits nach ihnen Ausschau hielt.

Rasch drängten sich ihm andere Bilder vor die Seele. Im hellen Lampenschein am Tunnelseingang manövrierten die Arbeitslokomotiven, piffen und heulten, kamen und verschwanden. Menschen, an denen Staub und Ruß klebten, führten die kleinen

Züge; Menschen, die in der Wüste schmerzhaft grellen Lichtes, schwarzen beißenden Qualmes, von Gestein und Eisen, Holz und Zement selber eine Art Maschinen geworden waren, Maschinen allerdings getrieben durch die Kraft des Willens: „Arbeiten — arbeiten!“ Das war der einzige Gedanke, der in den hagern, gelbbraunen Gesichtern, in den dunkeln, fiebrig glänzenden Augen stand, und jedes Wort war ein Schrei: „Arbeiten — durchgestoßen muß der Berg sein!“

Aufseher Kaufmann ließ Landsiedel und den Benediktiner, denen er wasserdichte Mäntel und Hüte geliehen hatte, auf einen Materialwagen steigen, auf dem querüber Sitzbretter befestigt waren. Die kleine Lokomotive davor gellte, schnaubte, und die drei, zu denen sich ein paar Arbeiter gesellt hatten, rollten in den Berg.

Breit und hoch wölbte sich der schon fertige Tunnel und stieg sachte an. Als Heinrich nach einer Weile zurückblickte, erschien ihm der Eingang, an dem die Leuchten brannten, nur noch wie der Mond, jetzt nur noch wie ein Licht. Oft erhellten bloß die Laternen Kaufmanns und der Arbeiter den schwarzen Raum, dessen Mauern man mehr ahnte als sah. Oft war es so still, daß man das Raunen der Berggeister hörte, ein leises, feines Webflagen wie von tausend in unterirdischer Tiefe weinenden Kindern, eine unsäglich traurige Folge von Tönen, die Heinrich an Dantes „Lasciate ogne speranza!“ — „Laßt jede Hoffnung fahren!“ erinnerte.

„Das Spiel der Luftleitung“, erklärte Kaufmann, „das Rauschen der ein- und ausfahrenden Züge!“

Im übrigen wechselten sie selten ein Wort, und Vater Placidus war völlig an seine Gedanken hingegeben.

Zuweilen tauchten Lichter auf, kamen näher und verschwanden; in ihrem ungewissen Schein erkannten sie die halbnackten Gestalten der Arbeiter kaum, die auf den vorüberfahrenden Materialwagen hockten. Grüne und rote Lichter blitzten auf; Signale gellten; der kleine Zug hielt an, um einen andern vorübergleiten zu lassen; ein Pfiff, und vorwärts ging die Fahrt in die Finsternis einem fremden Dröhnen entgegen, als schallten dort Feuerhörner und gingen die Brandglocken. Je tiefer sie hinein kamen, desto lebendiger wurde es im Tunnel; überall huschten Gestalten, von Schutt und Ruß so schwarz, daß sie sich kaum von ihrer Umgebung abhoben.

Endlich erreichten sie die Quelle des Dröhnens, einen Haufen Menschen, die eiserne Rippen nieteten oder sägten und brachen.

„Eine Druckstelle“, bemerkte Kaufmann; „seit einem Monat kämpfen wir damit; sie hat uns die dicksten Tannen und Eichenstämmen wie Streichhölzer gebrochen; mit den Eisenrippen hoffen wir sie zu überwinden; sie werden die Mauer, die darein gelegt wird, umgeben wie ein Reifen ein Faß.“

Er wollte mehr sprechen; aber der Lärm verschlang seine Stimme.

Landsiedel hätte überhaupt nicht reden können, wenn er auch gewollt hätte. Trotz der stets geöffneten Frischluftbahnen war die Luft heiß, feucht und schlecht, gesättigt mit stehenden Dünsten, die sich schwer auf die Brust legten.

Das Getöse der Niethammerschläge blieb hinter ihnen; aber schon begegneten sie wieder einem Haufen schier nackter, todesbleicher Menschen, die sich im fahlen Licht nebeneinander und gegeneinander bewegten, als ob jeder Krieg gegen alle andern führe. Und doch war es geordnete Arbeit.

„Hier sind heiße Wasserstrahlen kreuzweise aus den Felsen gesprungen, wenige Meter davon ein armsdicker Strahl senkrecht empor an die Decke des Stollens. Bei der Fassung haben sich ein paar Leute verbrüht; die Folge war eine Arbeitsniederlegung; niemand wollte mehr in die Hölle hinein; nun ist sie mit

den tüchtigsten alten Kräften und neuen Leuten gebändigt“, erzählte Kaufmann.

Der ausgemauerte Tunnel hörte auf.

Ueber dem Fahrzeug, das die drei schweißgebadeten Menschen vorwärts brachte, bauten sich gewaltig starke Holzgerüste auf. Darauf hantierten die Maurer. Ihre Handlanger hoben die mächtigen Blöcke von Sims zu Sims, und in der furchtbaren Enge erschien das Durchkommen lebensgefährlich.

Nun hatte Kaufmann mit seiner kleinen Gesellschaft das Ende der mit Lokomotiven fahrbaren Geleise erreicht. Ueber loses Gestein hinauf erkletterten sie das obere Stockwerk des Tunnels. Ein kleiner Wagen, der von einem der starken lombardischen Maultiere gezogen wurde, die im Gotthard lebhafteste Verwendung fanden, führte sie in den eigentlichen Tunnelstollen, den drückend schwülen, schmalen und niedrigen Raum im Innersten des Berges. Die Geleise lagen uneben; manchmal war's, als müsse der Wagen kippen, oder quatschend lief er durch kleine Sümpfe; von der Decke sprühte der Regen sickernder Quellen; im Dampf glühten die Lichter nur noch wie matte Funken; mit glohenden Augen rangen Menschen und Tiere nach Luft; aber Menschen und Tiere taten ihre Pflicht. Sie arbeiteten in dem abscheulichen Morast von Wasser und glühheißer Luft. Stets glitten an ihrem Wagen vorbei andere, die Trümmergestein zu den Lokomotiven hinauschaften, und der einsörmige Ruf, mit dem die Führer die in die Knie gebeugten Tiere über die Unebenheiten der Geleise hinwegtrieben, hatte etwas Todestauriges. Ein Pferd lag gestürzt querüber, im Augenblick zuvor am Schlagfluß in den Strängen gestorben; ein Duzend Arme rissen es hinweg, und Kaufmann konnte mit seinen Gästen weiter gelangen.

Was er sah, mutete Landsiedel traurig an; das verendete Tier, das die Sonne nicht mehr erblickt hatte, die Gruppe fast nackter Arbeiter, die ruhten und speisten; es mutete ihn an wie ein Reich zwischen Leben und Tod, wie die abgeschiedenen Seelen am Styx und die Schattenwelt der Alten. Freudlos die Augen, finster die Gesichter; nur wenn Kaufmann sie grüßte oder mit ihnen sprach, kam ein Gedanken wie an Sonnenlicht und Leben über sie, erschien und verhuschte.

Nach seinen Begleitern blickte sie kaum; nur einmal erkannte ein arberschwarzer Sizilianer in Vater Placidus trotz dem Ingenieurmantel den Geistlichen, kam heran und küßte ihm ehrfürchtig die Hand, und der Benediktiner sprach über ihm den Segen.

Ein wachsendes Surren, Heulen und Tuten, als freize der Berg!

„Die Maschinen am Vortrieb“, rief Kaufmann Heinrich ins Ohr.

Noch eine Weile Fahrt, niedergeduckt unter die Balken der Stollendecke, da hielten Pferde und Wagen. Dreißig Schritte noch und sie waren an der Stelle angekommen, wo die Bohrer im glühheißen, engen Raum in die Stirne des Berges wühlten und sich hineinheulten.

„Wir sind eingetroffen, wie ich's berechnet habe“, rief Kaufmann, den Mund an Heinrichs Ohr und die Uhr in der Hand; „in etlichen Minuten wird gesprengt. Was denken Sie, daß wir über uns haben? — Die Gotthardstraße? — Nein, mehr als tausend Meter über uns einen kleinen See. Wir erwarteten Kühlung der Temperatur und den Einbruch einer Kaltwasserader. Statt dessen nimmt die Hitze zu; möglich, daß bald wieder ein heißer Strahl aus der Tiefe springt. Fühlen Sie die Wand an!“

Sie war warm wie ein Ofen im Winter.

Kaufmann erklärte den Begleitern, so gut es in dem Höllenlärm möglich war, die Maschinen, welche die Bohrer treiben.

„Das ist der Zylinder! Die Luft, die von Airoso darein geleitet wird, ist auf sechs oder sieben Atmosphären gepreßt; sie läßt seine Kolben mit rasender Geschwindigkeit vor- und rückwärts spielen. Sie treiben vier bis sechs Bohrmaschinen; mit eisernen Armen und Händen zermalmten diese das Urgestein; zwanzig oder mehr Löcher von anderthalb Metern Tiefe werden von ihnen in der Brust des Berges erbohrt. Jetzt rattern die Bohrer im letzten für diesen Dienst für sie erlangbaren Bereich.“

Fortsetzung folgt.

Gehet hin in alle Welt . . .

Zum ersten Advent.

Mit raschen Schritten geht es wieder Weihnachten entgegen. Das Fest der Freude, das Fest des Friedens, will wieder zu uns kommen. Sind wir gerüstet, die frohe Botschaft, die vor mehr als 1900 Jahren zu uns gekommen ist, aufzunehmen? Hören wir nicht überall, es sei heute so schwer, Weihnachten zu feiern, denn es sehe auf der Welt so trostlos aus?

Sind wir nicht einem Irrtum verfallen, wenn wir meinen, die Weihnachtsbotschaft könne nur in einer freudigerfüllten, glücklichen Welt empfangen werden? Ist es denn nicht so, daß die Weihnachtsbotschaft ein Licht ist, das gerade in der Finsternis leuchten soll? Die Botschaft, die uns Christus brachte, sagt uns, daß wir nicht in der Finsternis der Welt untergehen müssen, sondern daß wir erlöst werden und unser Bürgerrecht im Himmel haben. „In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden“, so tönt es uns von Christus her entgegen.

Es mag in dieser Welt noch so düster sein, noch so trostlos aussehen, diesem Licht, das an Weihnachten zu uns gekommen ist, vermag all das Dunkel nichts anzuhaben, denn gerade von Weihnachten her wissen wir, daß dieses Leben nicht das Letzte ist, sondern daß uns Gott für das ewige Leben bestimmt hat. Was heißen dann noch Sorgen und Not, wenn wir wirklich wissen, daß Jesus Christus, der an Weihnachten auf die Welt gekommen ist, bei uns ist bis an der Welt Ende?

Nun stehen wir in der Adventszeit, in der wir nicht allein damit beschäftigt sein sollten, jedem ein Geschenk bereit zu stellen. Geschenke sind wirklich etwas Unangenehmes, etwas, das uns freut, etwas, das Freude macht. Aber wir sollten darob doch nicht vergessen, daß wir etwas anderes empfangen müssen als Geschenke, nämlich die eine große Botschaft Gottes, des Herrn und Schöpfers, der Himmel und Erde gemacht hat. Lassen wir nur die Sorgen und das Dunkel in dieser Welt auf uns wirken, dann werden wir auch eher und tiefer verstehen, welche Botschaft der Freude uns an Weihnachten gebracht worden ist. Was ist das für eine Botschaft, die uns sagt, trotz all dem Dunkel, trotz aller Ungerechtigkeit, trotz aller Unvollkommenheit, halte ich euch in der Hand und will euch zu mir nehmen, denn ich rechne euch alle eure Schulden nicht zu, sondern nehme euch an, als ob ihr unschuldig wäret? Was ist das für eine Botschaft in diese Welt hinein! Nicht wahr, wir spüren alle, wie groß diese Botschaft ist, wenn wir nur jenen starken tiefen Glauben hätten, daß wie sie in der ganzen Größe anzunehmen und zu erfassen vermöchten.

Es tut uns in unserer Zeit nichts so not, als ein fester Glaube, der uns befähigt, die göttliche Botschaft wieder anzunehmen! Mit dieser Botschaft aber ist uns auch der Auftrag überbunden worden, daß wir hingehen sollen in alle Welt und diese frohe Botschaft Gottes zu verkündigen. Gerade deshalb, weil wir selber im Glauben lau geworden sind, haben wir diesen Auftrag nicht mehr in seiner ganzen Größe aufgenommen. Darum leidet heute die Mission vielerorts große Not. Sind wir bereit, wenn die ersten Adventsglocken uns aufrufen, der Mission zu gedenken, damit auch den Heiden die frohe Botschaft verkündigt werden kann, unsere Pflicht zu tun und unsere Dankbarkeit zu bezeugen?

F.

Schicksal in 10 Minuten

Roman von Käthe Donny

Sabine fühlte sich sofort wie kühl angeweht. Es ging immer wie eine Welle von Lieblosigkeit von Frau Sander aus. Hätte man Erna doch lieben woanders hingeben sollen? Aber es war ja nichts frei gewesen. Sie hatte sich entschließen müssen, sonst hätte man ihr Erna ganz aus den Händen genommen.

Auch der Korridor bei Sanders hatte etwas abwehrendes. Feinlich sauber, auf den Zentimeter ordentlich.

„Bitte, Fräulein Reinow!“

Frau Direktor Sander setzte sich kerzengerade aufs Sofa. Ihr Rücken war genau so steif wie die Lehne des Möbels. Im ganzen Raume war nichts weiches, nichts, woran man sich hätte anlehnen können. Der Stil paßte ausgezeichnet zu dem Wesen, der kühlen Frau mit dem hochgestellten melierten Haar.

„Sie sind also mit Erna nicht zufrieden, Frau Direktor?“

„Zufrieden?“

Frau Sander lächelte dünn.

„Auf so etwas rechne ich schon gar nicht mehr. Aber Erna? Nun, viel habe ich ja ohnehin nicht erwartet. Wenn ich's nicht um der guten Sache willen getan hätte. Aber nun verschlechtert sich das Mädchen unerhört. In den letzten vierzehn Tagen ist sie überhaupt nicht mehr zu gebrauchen.“

„Ahnen Sie den Grund, Frau Direktor?“

Frau Sander zuckte die Achseln. Ihre Unterlippe schob sich verächtlich vor.

„Ich will ja nicht behaupten, daß sie sich einen Liebhaber angeschafft hat, Fräulein Reinow, obgleich ich darauf gefaßt bin — bei einem solchen Mädchen.“

Sie sah Sabine an wie eine Zustimmung erwartend. Aber die sah mit einem höflich-undurchdringlichen Gesicht dabei.

„Kurz und gut“, Frau Sander wurde sichtlich erregt, „sie macht alles verkehrt oder halb. Zehn Pfund Rhabarber hat sie gestern beim Einkochen total verdorben. Am Sonntag hat sie die Suppenterrine fallen gelassen. Sie starrt vor sich hin, als wären ihre Gedanken immer wo anders.“

„Vielleicht ist sie krank oder etwas überanstrengt“, wagte Sabine einzuworfen, „sie ist ja noch jung und sehr zart, die Erna. Vielleicht müßte sie zeitig schlafen gehen. Aber das tut sie gewiß?“

Die sehr hellen Augen in dem kühlen Gesicht blinkten wie geschliffen.

„Ich muß doch sehr bitten, Fräulein Reinow! Ich laß es an Sorge für meine Mädchen niemals fehlen. Ich kenne meine Pflicht, Dienstboten gegenüber. Die Erna hat genug Zeit zum Schlafen. Sie kommt zeitig genug in ihre Kammer. Aber glauben Sie, sie schläft? Sie liest. Stöße von Zeitungen habe ich neulich bei einer Revision bei ihr gefunden. Seit vierzehn Tagen stürzt sie sich auf alles Gedruckte. Unerhört! Sogar ehe wir die Morgenzeitung auf den Tisch haben, hat sie sie draußen in der Küche gelesen. Neulich habe ich nachts um zwölf bei ihr das Licht ausdrehen müssen. Jetzt habe ich einfach die Birne ausgeschraubt. Schließlich zahle ich ja meine elektrischen Rechnungen nicht für die Dienstboten. Aber ich glaube, nun liest sie bei der Kerze.“

„Und das alles erst seit vierzehn Tagen, Frau Direktor, wenn ich Sie recht verstanden habe? Dann muß da doch ein Zusammenhang sein. Da müßte man doch erst die Ursache feststellen.“

„Ach was, Ursache, mein liebes Fräulein Reinow! Daß Sie bei Ihrem Berufe immer noch so eine Idealistin sind! Das Mädchen will nicht arbeiten. Ist einfach eine Leserratte, wie so viele arbeitscheue Frauen. Im Anfang hat sie sich zusammengenommen, jetzt kommt ihre wahre Natur heraus. In der Erna haben Sie sich gründlich getäuscht.“

Sabine erhob sich brüsk:

„Das möchte ich doch selbst erst einmal sehen, Frau Direktor. Kann ich Erna sprechen?“